HEIMATVEREIN SCHÖNAICH E.V.

HEIMATGESCHICHTLICHE BEILAGE

SCHÖNAICHER MITTEILUNGSBLATT

Ausgabe Nr. 72 - März 2016 www.heimatverein-schoenaich.de

Grombiera, Äbiera, Tartuffeln oder Erdtoffeln - alles Kartoffel

Seit 1780 essen die Schönaicher wie alle Württemberger „Grundbirnen"

Das Wort Kartoffel leitet sich von „Tartufolo" ab, dem italienischen Wort für Trüffel, das wiederum abgeleitet ist von lateinisch terrae tuber („Erdknolle"). Die Samen werden in tomatenähnlichen Beeren gebildet, welche, wie alle grünen Teile der Pflanze und die Keime der Knolle, für Menschen giftig sind.

Es bestehen zahlreiche Regionalnamen für die Kartoffel, darunter Arber, Ärpel, Erdapfel, Tartuffel, Erdtoffel, **Erdbirn**, Flezbirn, Grübling, **Grundbirn,** Knulle, Krumbiir, Krumbeer, Schucke, Bulwe, Kästen und Erpfel. Im Rheinland um Köln nennt man sie Äädappel und am Niederrhein im Raum Kleve Pipper. Im Plattdeutschen wird sie Tüfte oder Tüffel genannt. In Franken verwendet man noch vereinzelt die Bezeichnung Bodaggn. In Teilen der Pfalz und dem Saarland nennt man die Kartoffeln Grumbeere oder Grumbiere, so auch in Nordelsass, der Kurpfalz und Nordbaden. In Luxemburg sagt man Gromper. Im österreichischen Deutsch heißen sie Erdäpfel, in den deutschsprachigen Schweizer Kantonen Herdäpfel (Alemannisch Härdöpfel, Berndeutsch Härdöpfu). In der Ravensburger Gegend heißen sie heute noch „Bodabirna".

Der Wortstamm **Grumbier** hat sich auch in den südslawischen Sprachen verbreitet: auf serbokroatisch heißt die Kartoffel Krumpir. Ähnlich ist Kumpir, ein türkisches Gericht, es besteht vor allem aus großen Kartoffeln. Die Ungarn sagen Krumpli oder Burgonya (Knolle aus Burgund) dazu. Im Russischen und Polnischen wurde dagegen „Kartoffel" als Fremdwort übernommen, wobei in Polen auch der regionale Begriff „ziemniak" (Erdling) verbreitet ist.

In Schwaben wird das Wort **Grombiera** oder regional auch **Äbiera** verwendet. Als Nahrungspflanze angebaut wurden Kartoffeln nachweislich seit 1701 in der Waldensersiedlung Ötisheim-Schönenberg durch Pfarrer Henri Arnaud. In Preußen hatte man große Mühe, den Anbau von „Erdtoffeln" durchzusetzen. Als Friedrich II. 1740 als junger König den Thron übernahm, litt sein Volk Hunger. Er verordnete den Bauern mehrfach den Anbau von Kartoffeln und verschenkte sogar Saatkartoffeln. Seine Staatsdiener waren zur Kontrolle verpflichtet.

Am 24. März 1756 erließ er an seine Beamten eine Circular-Ordre und damit den ersten der sogenannten Kartoffelbefehle mit dem Auftrag

„...denen Herrschaften und Unterthanen den Nutzen von Anpflantzung dieses Erd Gewächses begreiflich zu machen, und denselben anzurathen, dass sie noch dieses Früh-Jahr die Pflantzung der Tartoffeln als einer sehr nahrhaften Speise unternehmen".

Es wird erzählt, dass Friedrich II. seine Bauern, damit sie nicht verhungern, regelrecht ins Kartoffelglück prügeln ließ. Während die Bauern in süd- und westeuropäischen Ländern die Kartoffel schon ab etwa 1640 als Nahrungsmittel schätzten, breitete sich ihr feldmäßiger Anbau in Deutschland nur langsam aus. Die Deutschen blieben misstrauisch, da sie hörten, dass sich welche an der Kartoffel vergifteten. Aus Unkenntnis hatten diese die Beeren statt der Knollen verzehrt.

Dass die Bauern auf ihren Feldern keine Kartoffeln anpflanzen wollten, hatte aber hauptsächlich mit der Dreifelderwirtschaft zu tun, denn im Brachfeld durfte bis zur Aufhebung des Flurzwanges Ende des 18. Jhd. wegen der Nutzung als Viehweide keine Kartoffeln angebaut werden. Auch wegen der vorherrschenden Abgabeordnungen hatte die kleine Gartenkultur Vorteile. Von allen Feldfrüchten musste an die Obrigkeit bzw. den Pfarrherrn der Zehnte abgeführt werden. Nicht aber von Früchten, somit auch Kartoffeln, wenn diese nur daheim im „Krautgarten" angepflanzt wurden. Als Sorte fanden 1780 die „Steinthaler Roten" aus dem Elsass und der Schweiz weite Verbreitung.

Grundbirnen

1770 erließ der Herzog von Württemberg ein „Verbot der Ausfuhr von Grundbirnen". Die wollte und sollte man schon selber essen.

In Schönaich wurde die Knolle nachweislich erst ab 1780 unter dem Namen Grundbirnen angepflanzt.

1781 vermerkt Mack in seiner Mack'schen Chronik, dass ihm die Grundbirnen verfroren seien. 1782 können wir dieser Chronik, dessen Chronist stets umgangssprachlich die Preise beschrieben hatte, wiederholt entnehmen, dass die Kartoffeln damals hier als Grundbirnen bezeichnet wurden (*siehe dazu unten abgebildeter Auszug):.*

Grund birnen das Simer ——— 12 X:
(1 Simri (ca. 22 Ltr.) Grundbirnen kosteten 12 Kreuzer.
Symbol dafür war ein deutsches X mit Doppelpunkt oder auch nur ein gekreuztes X mit Doppelpunkt ***X:***

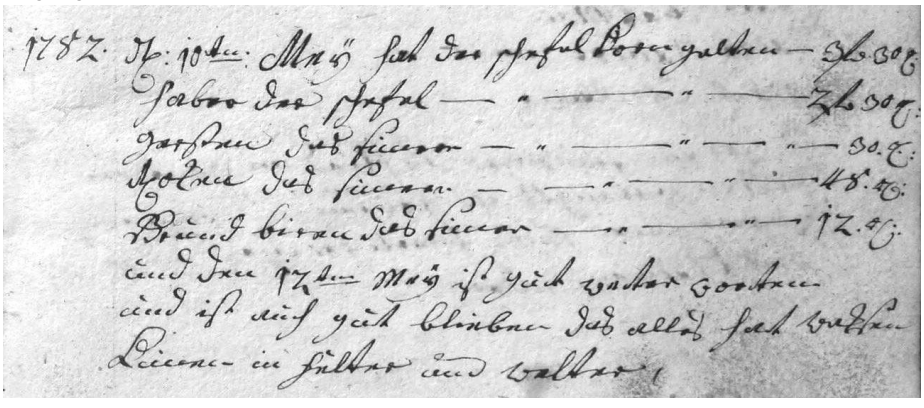
30 Jahre später 1812 hatte dann der Sohn von Georg Stephan Mack bereits das Wort „Grumbiera" oder auch „Krombiernen" (krumme Birnen) verwendet. Die noch im 19. Jhdt. geborene Generation, hatte im Schönaicher Dialekt die Kartoffeln stets als **„Äbiera"** bezeichnet, wobei heute in Schönaich das Wort „Grombiera" die hauptsächliche Bezeichnung darstellt. „Äbiera" sagt heute so gut wie niemand mehr.

Haben die Leute damals Kartoffelgemüse (eine Art warmer, mit Lauch und Karotten gemixter Kartoffelbrei) gekocht, so sagten sie umgangsprachlich:

„hait geits bei oos Äbieraschnitz".

Übrigens ein Lieblingsgericht der Schwaben. Nur ein Schwabe kann es verstehen, wenn er dazu noch seine Spätzle ins Teller füllt. Die reicheren Schichten, von denen es in Schönaich auch einige geben soll, rühren zudem noch ein Stück grobe Leberwurst hinein oder essen ein Kasseler Ripple dazu.

Die Grundbirnen waren 1782 noch nicht sehr teuer, galten sie doch nur 12 Kreuzer. Im Hungerjahr 1816 sind die Preise jedoch kräftig gestiegen, musste doch da für nur ein Simri (22,15 Ltr.) Grundbirnen das sechsfache nämlich 1 Gulden und 12 Kreuzer hingelegt werden (1 Gulden = 60 Kreuzer). Aber schon 1839 *„..gab es der Krombiernen viele",* was sich am relativ niedrigen Preis von 24 X: (Kreuzer) pro Simri widerspiegelte.


1782. N: 10ten Mai hat das Pfund Korngelten — 3 fl. 30 C.
Haber das Pfund — " — " — 2 fl. 30 C.
Garten das Simer — " — " — " — 30 C.
Kolten das Simer — " — " — 48 C.
Grund birnen das Simer — " — " — 12 C.
und den 17ten Mai ist gut wetter worden
und ist auf gut bleiben das alles hat wetter
Lieben in fülter und wetter

Fruchtfolge, Flurzwang und die frühen Aufgaben des Schultes

Von der Zweifelderwirtschaft über die Dreifelderwirtschaft zur Zelgenwirtschaft

Schon die Römer kannten die Zwei-**Felderwirtschaft** („Landwechsel“) und wandten diese auch nördlich der Alpen an. Im Hochmittelalter wurde dann, ausgehend von karolingischen Klöstern, nach der Einführung der neuen Gerätschaften des 11. Jahrhunderts flächendeckend das Dreifeldsystem eingeführt.

Die **Dreifelderwirtschaft** war also die seit dem Mittelalter um etwa 1100 n. Chr. in Europa weit verbreitete Bewirtschaftungsform in der Landwirtschaft. Durch diese wurde in Europa die Grundlage für ein starkes Bevölkerungswachstum geschaffen, das erst durch die Pestwelle in der Mitte des 14. Jahrhunderts unterbrochen wurde. Erfolgte die Dreifelderwirtschaft zunächst als Fruchtfolge individuell auf dem eigenen Besitz, so entwickelte sich im Hochmittelalter die sog. **Drei-Zelgenwirtschaft** zur Vermeidung von Überfahrschäden in einer Art Flurzwang, bei der die gesamte Ackerfläche einer Dorfgemeinschaft in drei Großfelder geteilt wurde, die im gleichen Rhythmus bebaut wurden. Dadurch konnten Zugangswege für die Parzellen sowie Wendeflächen für den Pflug entfallen, das Land konnte besser genutzt werden. Feste Zufahrtswege und Wendeflächen kamen erst viel später in Mode und wurden in einem sog. **Luckenbuch** erfasst. Jede Zelge bildete eine Bewirtschaftungseinheit aus etlichen Parzellen, innerhalb derer sich alle Besitzer nicht nur an die vereinbarte Anbaufrucht, sondern auch an gemeinsam festgelegte Saat-, Bearbeitungs- und Erntezeiten zu halten hatten.

Die Hinwendung zur **Zelgenwirtschaft** war auch durch das Erbrecht bedingt. Durch die Erbteilung waren die Parzellen immer kleiner geworden. In den besonders intensiv genutzten Gewannfluren waren viele Klein-Parzellen nicht mehr an Wege angebunden. Bei der Dreifelderwirtschaft wird wie erwähnt, das Land in drei Felder eingeteilt, die abwechselnd als Brache, zum Anbau von Winterfrucht (Dinkel) und zum Anbau von Sommerfrucht (Hafer, Gerste) genutzt wurden. Dadurch konnten die Ernteerträge um ca. 50 % gesteigert werden. Nach einer einjährigen Brache, während sich der Boden regenerieren konnte, wurde im Herbst Wintergetreide gesät. Nach der Ernte im folgenden Sommer blieb das Feld als Stoppelfeld liegen, bis es im Frühjahr gepflügt und mit Sommergetreide (Hafer, Gerste sowie Gemüsepflanzen wie Erbsen, Bohnen und Linsen) eingesät wurde. Danach kam wieder die Brache, welche als Viehweide diente und durch zurückgelassenen Kot für ein natürliche Düngung sorgte. Voraussetzung für das Funktionieren war natürlich die Tatsache, dass jeder Bauer auch in jeder Zelg mindestens einen, wenn auch noch so kleinen Acker hatte, was durch die Realteilung im Erbrecht auch so geschaffen wurde.

Die Überwachung, Einhaltung und Kontrolle des Flurzwanges übertrug man einem Beamten der diese „Schuldigkeiten“ zu „erheischen“ hatte. Man nannte ihn damals den **„Scouldheizo“,** was sich später zum Wort Schultheiß bzw. Schulze oder dem schwäbischen **Schultes** entwickelte. Der Schultes war deshalb oft auch ein Richter der „Niederen Gerichtsbarkeiten“. Er ging die Gemarkung ab und achtete darauf, dass keine falschen Wege benutzt, fremde Felder mit dem Fuhrwerk überfahren oder sonstige Vergehen begangen wurden. Wer sich etwa zu Schulden kommen ließ, wurde angezeigt und musste ein Bußgeld zahlen. Diese Frevelgelder waren die Haupteinnahmequellen der Gemeinde.

Erst 1930 hatte man in Württemberg die Amtsbezeichnung „Schultheiß“ durch den „Bürgermeister“ ersetzt.

Nach der allgemeinen Verbreitung der Kartoffel in Europa ab 1750, wurde die Brache, damals reine Viehweide, durch eine Ackernutzung (vor allem Rotklee, Kartoffeln, Kraut und Rüben) ersetzt. Dieses System wird auch als **verbesserte Dreifelderwirtschaft** bezeichnet. Dies brachte eine weitere deutliche Steigerung des Gesamtertrages. Auf dem brachliegenden Drittel wurden dann Klee und bestimmte Blatt- und Kleinpflanzen angebaut.

Die Macksche Chronik spricht 1814 von sogenannter ***„Schöfenwar“*** (*Schefen sind Schoten),* welche es viel gegeben hätte und 1817 von

„Linsen, Erbsen und Wingen..., von denen *...viel versofen seien“. (mit Wingen meint man Wicken zu denen auch die Säubohnen zählen).*

Diese Pflanzen, z. B. wie heute die Lupinen, gaben dem Boden viele Nährstoffe zurück und dienten ebenfalls als Viehfutter. Diese Erkenntnis ist also nicht neu, sie ging nur während der Zeit des Kunstdüngers verloren. Voraussetzung für den gezielten Anbau auf der Brache war aber die Abschaffung der gemeinschaftlichen Viehweide, hin zur Stallfütterung, bzw. sogar Aufhebung des Flurzwanges, was aber eine Flurbereinigung und Anlegen von Wegen voraussetzte.

D.h. jetzt begann die Zeit der Flurbereinigungen mit Anlage von Feldwegen, da, wenn jeder tun konnte was und wann er wollte, jede Parzelle unbedingt eine Zufahrt brauchte. Überhaupt war die Nutzung und Festhaltung an der „Allmende“ (also allen gehörenden Flächen und Rechte) ein Hinderungsgrund, der Kleinvieh haltende Handwerker stark benachteiligte. Erst mit der Verteilung der Allmendflächen an kleinbäuerliche Betriebe mit Ziegen- und Schafhaltung kamen auch die sog. „Einspänner“ (also diejenigen die nur 1 Kuh hatten) über die Runden. Die Brach-Felder und alle Wälder dienten zuvor grundsätzlich dem Dorfvieh als Weide. Für jedes Stück Vieh bekam die Gemeinde ein Weidegeld. Dafür stellte die Gemeinde Viehhirten an.

Ab 1742 bis 1753 wurden viele Feldhölzchen und Feldraine zum Kauf als Krautgarten angeboten. So z. B. im Oberen- und Unteren Löhle, in den Lachenwiesen und an der Schießmauer (nördl. Friedhof). Nicht umsonst prangert Dorfschmied Mack in seiner Chronik noch 1817 die Leute auf dem Rathaus *„als die Herren Schafsköpf“* an, welche unbedingt an der Ideologie der Allmende festhalten wollten.

„1817 - 24. April - hat man jedem bürger (= Haushalt) einen Krautgarten gegeben es hat aber hart gehalten weil unsere Herren Schafsköpf sind, und die Allmand ihnen sehr am Herzen liegt....“

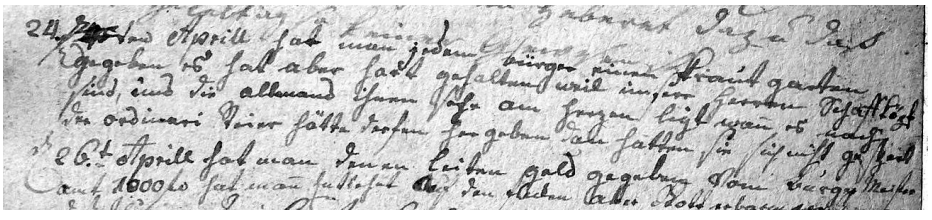
1817/18 wurde übrigens neben der Aufhebung von Feudallasten wie den Hellerzins, in Württemberg auch die Leibeigenschaft aufgehoben. Doch noch bis 1839 gab es die Jagd-Frondienste. Weitere Probleme bereiteten die Pfründe, d.h. Sachgaben an Schulmeister, Ortsgeistlichen usw.

100 Jahre nach dem Kauf der Zehntscheuer wurde ab 1849 in Schönaich auch die Abgabe des „Zehnten“ gegen einen einmaligen 16-fachen Jahresbetrag als Ablöse aufgehoben, was aber erst 1873 vollständig erledigt war. Es ging zuerst um ca. 50 000 Gulden, welche die Bürger aufbringen sollten und zu zahlreichen Privat-Konkursen führte, den sogenannten „Vergantungen“. Am Ende summierten sich die Schulden auf zu 500 000 Gulden. Schönaich war praktisch Pleite.

Allmenden gibt es immer noch in Schönaich und werden von Schäfern beweidet mit dem Unterschied, dass diese heute Weidegeld für Landschaftspflege bekommen. So ändern sich die Zeiten!

Dass die **Flurbereinigung** in Schönaich erst spät Fuß fasste, und somit auch weiterhin ein Flurzwang bestand, sieht man an dem nachstehend abgebildeten Lageplan von 1830. Man erkennt wie kleinparzelliert die Felder geworden sind und oft sogar zur mehrmaligen zufahrtslosen Querteilung gegriffen wurde. Damals gab es also noch keine Feldwege im heutigen Sinn und so war es verständlich, dass alle Bauern gezwungen wurden, gemeinschaftlich je nach Zelg die Fruchtfolge zu verändern. Selbst nach der sehr späten Flurbereinigung um 1920 ist man nicht ohne Not von diesem System abgewichen. Noch 1960 wäre es niemand in den Sinn gekommen im „Haberfeld“ (*synonym für Sommergetreide*) etwa Weizen oder gar Kartoffeln anzubauen.

Man erkennt, dass zu der Zeit z. B. an der Schießmauer (südlich der Saigass/ Holzgerlinger Straße) und in den Lachen (obere Lindenstraße) kleine Parzellen zu **Krautgärten** umgewidmet wurden. Auch



die Lage des Feuersees ist unschwer zu erkennen. Irrigerweise nehmen viele an, die Lage des Sees wäre nach der Einmündung Seestraße Richtung Holzgerlingen *(früheres Hartplätzle, westlich der Turnhalle)* gewesen. Doch dem ist nicht so. Wie sagte doch der alte Drescher Holzapfel immer: „Er wohne mittla em Sai“. Offensichtlich ist der nicht allzu tiefe See nach dessen Zuschüttung zu Bauplätzen verwendet worden.

Die Ideologie der Allmende

Die Allmenden sind auf unterem Plan als große gepünktelte Flächen markiert. Die Allmende, also das vormals gemeinschaftliche Eigentum, wurde quasi der Bevölkerung ab 1500 gewaltsam entrissen und ins Gemeindeeigentum überführt, was mitunter ein Grund der Bauernaufstände war. Die Gemeinde konnte nun tun und lassen was sie wollte. Verpachten, verkaufen - schlicht Geld damit machen. Das klingt zunächst gut, hatte aber seine Tücken, denn es gab keine freien Wasserbrunnen mehr, keine Wälder, in denen jedermann jagen oder Brennholz und Kräuter sammeln durften, keine freien Gewässer zum Fischen und keine freien Weideflächen für die Tiere. Vor allem die Wälder waren damals enorm wichtig, ja, vielleicht so wichtig wie heute das Erdöl: Die Wälder lieferten Brennholz, vitaminreiche Beeren und Kräuter, Eicheln zur Schweinemast und hier und da etwas Wild zum Essen. Doch durch den gewaltsamen Allmende-Raub wurde die Natur quasi zum Privateigentum, wo nur die den Nutzen hatten, die z. B. auch Kühe und Schweine hatten oder Jäger waren. Oder die Müller oder Fischer, welche plötzlich Wasserrechte besaßen. Was aber hatte ein Handwerker oder Fabrikarbeiter davon? Nichts! Also so „gerecht“ wie getan wurde, war die Sache nicht. So hat man also alsbald von den Bauern Weidegeld und von den Müllern Abgaben an Pfründe z. B. an den Schulmeister oder Pfarrer verlangt. Wollte jemand als Strohersatz im Wald Laub sammeln, so hatte er das zu bezahlen. Mack spricht davon in seiner Chronik 1802 :

„... der Heitenhantel war so gemein wegen Mangel des Strohs hat man im gantzen refier jederman 2 bis 3 Wagen Heiten (abgebrochene Zweige) in dem Wald geholt und statt dem Stroh dem Viech gestreibt weil das Stroh teuer war, ein Fuder Stroh galt 25 Gulden.“

1 Laib Brot zu 6 Pfund kostete damals 15 Kreuzer. Da 1 Gulden = 60 Kreuzer wert war, hatte die Fuhre Stroh (*Fuder = Fuhre von 6 Eimer x 294 ltr.)* somit den Gegenwert von 100 Laib Brot.

Für die Ziegen- und Schafhalter wurden extra Hirten angestellt *(„Schäfer-Michel“).* Die Gänse wurden von einem Gänsebuben in den Gänsegarten getrieben und abends wieder zurückgebracht. In Schönaich bis 1939 !! So ist ein alter Schönaicher entsprechend seiner Aufgabe zu seinem Beinamen „Geesbuba-Wilhelm“ gekommen. Feld- und Waldschützen hatten jeden Frevel (Holzdiebstahl) anzuzeigen. Auch die Fragen der Übernutzung oder der als Erster kommt hat mehr davon, wurden zu recht gestellt. Und das alles kostete Geld.

Die Tragik bestand in dem Umgang des Menschen mit diesen Gütern. Ohne Absprachen oder höhere Instanz wird ein rationaler Denkender so viel wie möglich von diesem „allgemeinen“ Gut für sich benutzen. Zusätzlich mussten die Bauern neben der Arbeit auf ihren Feldern zusätzlich eine bestimmte Anzahl von Tagen (meist drei bis sechs Wochen) im Jahr auf den Fronäckern (Feldern des Grundherrn bzw. der Gemeinde) arbeiten. Ein riesiger Verwaltungsaufwand war erforderlich um das alles zu regeln. Dazu musste ein „Fronmeister“ angestellt werden, dessen Stellenbeschreibung es übrigens heute noch als Vorgesetzter des Bauhofes gibt.

Insofern hatte Schmiedemeister Mack recht, indem er meinte: *„Gebt jedem Bürger von der Allmende einen Krautgarten, dann kann er davon leben“.*

Aber so dachte nur ein Handwerker.

Die Schönaicher Großbauern hatten da sicher eine eigene „Moaneng“ und die Gemeinde war sowieso anderer Auffassung, brachte die Verpachtung der Allmenden ihr stets ein regelmäßiges Einkommen. Später, nachdem es öffentliche Feldwege gab, konnte man sogar diese Graswege pachten und das Gras als Viehfutter mit nach Hause nehmen.

Sonne und Luft gab es noch umsonst!

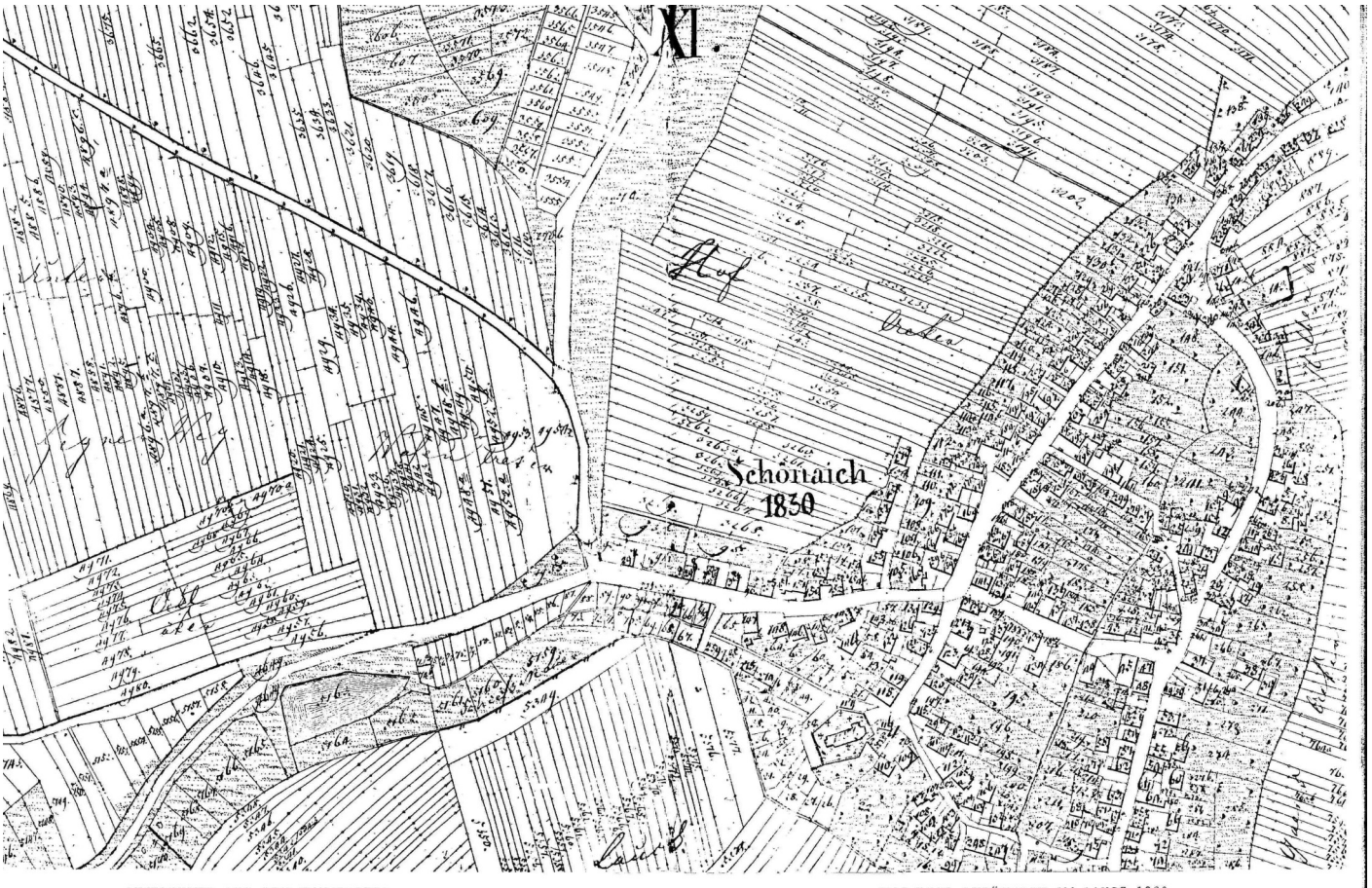
Wir suchen zum **01.03.2010** eine/n

Fronmeister/in

in Vollzeit.

Zum Aufgabenbereich gehören insbesondere die Pflege und Unterhaltung der öffentlichen Einrichtungen, der Wege, Grünanlagen und Friedhöfe, die Betreuung der städtischen Gebäude und Grundstücke, die Unterhaltung der örtlichen Wasser- und Abwasseranlagen sowie der winterliche Räum- und Streudienst.

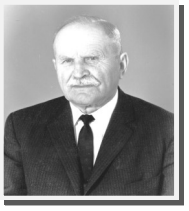
Hinweis: *Die im Text erwähnte* ***Mack'sche Chronik*** *wird in Bälde unter dem Titel* ***„Oh Elend“*** *erscheinen. Familie Mack hat diese Chronik der Gemeinde Schönaich als Dauerleihgabe zur Verfügung gestellt. Der Heimatverein übernahm die Kosten der Restaurierung und der Transkription aus der Kurrentschrift in heute lesbare Buchstaben und Sätze. Das allein genügte jedoch nicht um die oft dialektisch und landwirtschaftlich gefärbten Inhalte zu verstehen und bedurften daher der Umwandlung und Kommentierung. Daraus wurde nun ein illustriertes 300-seitiges geschichtliches Werk, welches im Zeitraum, in dem Schiller, Goethe, Kant und Napoleon gelebt hatte, die „elenden“ Heimat-Verhältnisse wiederspiegelt.*



AUSSCHNITT AUS DEM URKATASTER
Auf der linken Seite ist der ehemalige Weiher zu erkennen.

DAS DORF SCHÖNAICH IM JAHRE 1830
Mit freundlicher Erlaubnis des Vermessungsamts Böblingen

Fortsetzung (7) der Lebenserinnerungen von Gottlob Lauxmann



Diese Lebenserinnerungen hat **Gottlob Lauxmann** im Winter **1975/1976** aus dem Gedächtnis heraus aufgeschrieben. Er war einer der Wenigen die beide Weltkriege aktiv als Soldat miterlebt hatten. Manche gaben ihm auch den Spitz-Namen **„Somme-Gottlob“,** da er viele (wahre) Geschichten darüber erzählt hatte. Er hat oft dem Tod ins Auge geblickt, hat die **„Hölle von Verdun“** *(jetzt gerade 100 Jahren zurückliegend)* selbst erlebt, wie von seiner Kompanie mit 150 Mann am Ende des Tages nur noch 12 übriggeblieben sind. Die letzte Ausgabe hatte nach Ende des 2. Weltkrieges die französische Gefangenschaft, das Nachhause kommen und einige Glaubenserlebnisse aus neuerer Zeit zum Thema. Die 7. Fortsetzung und zugleich der Schluss, knüpft an das Ereignis an, dass Gottlob sich schämen solle, weil er seine Tochter ins Krankenhaus bringen ließ.

Zwischen Leben und Tod

Am andern Morgen warteten wir mit Hoffen und Bangen auf die Antwort des Krankenhauses. So verging ein Tag um den andern und jeden Morgen stellten wir die bange Frage: „Wie ist wohl die Nacht verlaufen?“ In der nächsten Woche hatte ich Spätschicht. Am Vormittag ging ich der landwirtschaftlichen Arbeit auf dem Felde nach. Auf dem Heimweg und auch schon vorher auf dem Feld, bewegte mich die Frage sehr, was wohl für eine Botschaft von Böblingen da sei. Aber noch auf dem Weg kam mir der Gedanke, du hast den Herrn noch nicht nach seinem Willen gefragt. Möchte er sie zu sich holen oder uns erhalten? Ich betete dann: „Herr Dein Wille geschehe und ich sage jetzt auch ja zu Deinem Willen, wenn Du sie uns nimmst.“

Von Böblingen her, war an diesem Morgen keine besonders gute Nachricht gekommen. Zuhause sagte ich zu meiner Frau: „Ich möchte Ja sagen zu Gottes Willen, auch wenn er unsere Lina heim nimmt.“ Am Mittag zur gewöhnlichen Besuchszeit, ging meine Frau ins Krankenhaus und ich ging um 14 Uhr zur Arbeit. Kurz nach 15 Uhr bekam ich einen Anruf ins Geschäft, ich solle so schnell wie möglich kommen. Daraufhin ging ich heim, zog mich um und setzte mich aufs Fahrrad. Ich kam dann gerade im Krankenhaus an, als Kaffee ausgegeben wurde. Die Schwester ging eben zur Türe hinein und ich schaute schnell auf das Bett in dem unsere Tochter Lina seither gelegen hatte.

Ich erkannte die Person die da lag nicht gleich als unsere Tochter und meinte, sie sei vielleicht in ein anderes Zimmer verlegt worden. Deshalb fragte ich die Schwester, wo denn meine Tochter sei. „Ha, da liegt sie doch“, gab diese zur Antwort und daraufhin trat ich erst an das Bett. Mein Gedanke war, da liegt eine Sterbende, denn sie hatte eine ganz dunkelbraune Hautfarbe und war auch im Gesicht verstellt. Sie öffnete für kurze Zeit die Augen und sagte zu mir: „Vater bete für mich, ich habe so starke Schmerzen, die sind fast nicht zum Aushalten.“ Ich kniete an ihrem Bett nieder und betete laut für sie, dass der Herr die heftigen Schmerzen wegnehmen möchte und einen Heimgang im Frieden schenken möge. Es wurde daraufhin sehr still im Zimmer und man hörte nichts mehr von Kaffeetassen und Löffeln. Die Schwester sagte mir dann entschuldigend: „Wir hätten ihre Tochter gern in ein Einzelzimmer gelegt, aber es ist zur Zeit keins frei.“ Es war ja damals noch die Zeit des Dritten Reiches und daher ein großes Wagnis, so öffentlich im Krankenhaus zu beten. Es war sogar direkt verboten. Doch wenn mich der Chefarzt deswegen zur Rede gestellt hätte, dann hätte ich ihm entgegnet: „Herr Doktor, würden sie einer sterbenden Tochter den letzten Wunsch versagen?“ Auch die anderen Patientinnen im Zimmer waren sehr beeindruckt. Einige von ihnen kamen später immer wieder zu Besuch zu uns. Meine Tochter wurde ruhiger und die starken Schmerzen ließen nach. Ich blieb noch eine Zeitlang bei ihr und dann verabschiedete ich mich. In dieser Nacht trafen sich noch eine Anzahl Beter bei uns Zuhause und wir baten um eine gute Nacht für unsere Tochter. Am nächsten Morgen kam die erfreuliche Meldung vom Krankenhaus, dass unsere Tochter eine überaus gute Nacht gehabt habe und dass es viel besser bei ihr wäre. Wir durften jetzt etwas Hoffnung haben, dass es nicht aufs Schlimmste ging. Hat der Herr uns in die Prüfung geführt, ob wir auch Ja sagen können zu dem andern Weg? Wir hatten jetzt die Gewissheit, dass es wieder aufwärts geht und es war uns ein neuer Beweis, dass der Herr vom Tode erretten kann.

60er-Feier (1956)

Als ich 60 Jahre alt war, drängten mich verschiedene meiner Altersgenossen doch an der 60er-Feier mitzumachen. Wir sind eine ganze Anzahl gewesen, die zu den Versammlungen der Süddeutschen gingen. Ich hatte überhaupt keine Lust, daran teilzunehmen, aber auf das Drängen der anderen ließ ich mich doch überreden mitzumachen. Sie meinten es sei besser, wenn ich auch dabei wäre, dann blieben die anderen eher im Rahmen. Als wir dann zur Vorbereitung dieser Feier uns zu einer Besprechung trafen, merkte ich am Schluss, dass auch meine Gegenwart nichts nützte um im Rahmen zu bleiben, wenn der Alkohol anfing zu sprechen. Unglücklich ging ich heim und sagte zum Herrn: „Wenn Du es nicht haben willst, dass ich mitmachen soll, dann kannst du mich auf die Seite nehmen, sei es durch Krankheit oder durch sonst etwas.“

Ich hätte mir viel Schmerzen ersparen können, wenn ich der anfänglichen Eingebung gefolgt wäre. Es war Tage vor der Feier, als auf meiner Nase ein kleiner Pickel entstand, der sich am nächsten Tag schon gelb gefärbt hatte. Irgendwie hat er sich in der Nacht beim Schlaf geöffnet.

Am Tage darauf hatten wir Männer geschäftlich den Auftrag am Schönaicher Bahnhof einen Waggon Kohlen auszuladen. Es war ein Tag, an dem sehr starker Wind herrschte. Daher trieb es uns bei jeder Schaufel, die wir auf den Lastwagen warfen, den Kohlenstaub direkt zurück ins Gesicht. Wir sahen nachher aus, als wenn wir von einem afrikanischen Staate kämen. Gegen Abend spürte ich schon ein Zucken auf der Nase. Wir konnten uns im Geschäft zwar mit warmem Wasser und Seife waschen, aber als wir wieder wie Europäer aussahen, bemerkte ich gleich, dass sich eine Rötung auf meiner Nase bildete. Ich ging deswegen am Samstag früh sofort zum Arzt. Er stellte eine Infektion fest und fragte mich, woher das schwarze Pünktlein in der Wunde käme. Ich sagte ihm, dass wir gestern den ganzen Tag Kohlen ausgeladen hätten. Dann wäre große Vorsicht geboten, meinte er, und damit nicht etwas Schlimmes entstehe, sei es besser, wenn ich ins Bett ginge, er komme am Abend vorbei, um zu sehen wie es steht. Ich merkte auch bald, dass es bei der Wunde kein Zurückgehen gab, sondern das Gegenteil eintrat. Als der Arzt am Abend kam, sagte er gleich: „Wir müssen uns auf alles gefasst machen, jedenfalls muss man schneiden!“

Ich wusste nun, dass mein Platz nicht bei der 60er-Feier war, sondern in der Stille auf dem Krankenlager. An diesem Sonntag hatte ich Schmerzen, die ich mir leicht hätte ersparen können. Als meine Frau am Abend heimkam von der Feier, sagte sie: „Das war ein Tumult und Gelächter, du kannst dir gar nicht vorstellen, was das für mich war, den Nachmittag alleine zubringen zu müssen und daheim einen kranken Mann zu haben.“ Am nächsten Tag sagte der Arzt: „Ich muss jetzt schneiden, wenn Sie sich mir anvertrauen, nehme ich es auf mich, im anderen Fall morgen ins Krankenhaus.“ Da wollte ich nicht hin, also willigte ich ein und vertraute mich dem Hausarzt an. Er operierte nun und es wurden mir zwei Röhrchen in die Nase gesteckt, durch die das vergiftete Blut und zum Teil auch schon Eiter abgezogen wurde. Viermal musste der Arzt schneiden, fast jeden Tag einen Schnitt unter Narkose. Als er den

letzten Schnitt machte, spürte ich das sogar trotz Narkose. Als ich wieder zu mir kam, sagte ich: „Herr Doktor, dieser Schnitt war aber nahe am Gehirn.“ Der Arzt war erstaunt, dass ich so gut gespürt hatte was da vor sich ging und sagte: „Das war ein Schnitt auf Leben und Tod, ich musste ihn machen, sonst wäre der Eiter ins Gehirn eingedrungen.“ Dann wärs gfehlt gwäsa. *(Dieser Satz von Gottlob wird bis heute in der Familie Lauxmann gern gebraucht um ein schlimmes Ende auszudrücken. Anm. d. Red.)*

Landarzt

In den nächsten Tagen kam der Doktor regelmäßig viermal täglich ins Haus und gab sich alle Mühe, mich am Leben zu erhalten. Er sagte einmal zu meiner Frau, er sitze oft bis 2 Uhr nachts an Büchern die diese Krankheit beschreiben. Meine Schwägerin und mein Bruder, die in Stuttgart wohnten und zu Besuch kamen, machten mir Vorwürfe und sagten: „Wie kannst du auch so etwas machen und dich einem gewöhnlichen Landarzt anvertrauen.“ Ich sagte darauf: „Wenn ich ins Krankenhaus eingeliefert worden wäre, hätte ich auch nur gebetet, Herr gib dem mir unbekannten Arzt Leitung und Weisheit zur rechten Behandlung. Und das gleiche habe ich für meinen Landarzt auch getan.“ Darauf hin waren sie still. Als dann die Krise überstanden war, freute sich unser Arzt königlich, denn es war der erste Fall, bei dem er so etwas auf sich genommen hatte. Bei einem früheren Krankenbesuch hatte er schon einmal jemand gefragt, welcher von den zweien am besten beten könne. Ich will die Namen absichtlich nicht nennen um nicht hochmütig zu werden. (Der Arzt hatte aber erkannt, dass Gebet hilft) Und wieder einmal war der Kampf um eine Menschenseele beendet. Jesus blieb Sieger, Halleluja!

Als ich wieder hergestellt war, sagte ich zum Herrn: „Herr Jesus, wie oft musst du an dem alten „Storren“ (knorriger Baum. Anm. d. Red.) noch rumschneiden, bis er endlich nur noch von Dir geleitet und geführt werden will.“ Aber das Köstlichste in den Leidensführungen ist, dass er uns seine Liebe verspüren lässt, denn er offenbart sich durch seines Heiligen Geistes Reden und Wirken.“

Jahre ohne Not

Es vergingen fünf Jahre ohne besondere Nöte, aber oft bekam ich bei Nacht oft so starke Schmerzen im Bauch, dass ich gerne aus dem Bett ging, ob es kalt oder warm war. Ich konnte mir nicht denken, woher die Schmerzen kamen. Meine Frau Marie bekam in dieser Zeit die Grippe und musste ins Bett. Kurze Zeit vorher war ein neuer Arzt in unseren Ort gekommen und wir ließen ihn rufen. Als er zum zweiten Mal kam, lag auch ich mit Grippe im Bett. Er meinte, so lohne es sich für ihn, dass er komme und untersuchte mich ebenfalls gründlich. Als er auf die Stelle drückte, an der ich so oft den Schmerz spürte, fragte er mich: „Stimmt da bei Ihnen etwas nicht?“ Ich musste mit Ja antworten, denn ich sagte, genau dort hätte ich nachts oft fürchterliche Schmerzen. Er gab mir den Rat, sobald ich wieder aufstehen könne, solle ich deswegen ins Krankenhaus zu einer Röntgenuntersuchung gehen. Das darf man auf keinen Fall anstehen lassen.

Als ich dann später vor dem Röntgenschirm stand, und der damalige Chefarzt das Bild betrachtete, rief er seinen beiden Kollegen zu: „Jetzt schaut einmal da hinein, was der für ein Loch im Zwerchfell hat und wie gut man das erkennt. Er wandte sich an mich: „Sie müssen aber in letzter Zeit kolossale Schmerzen ausgestanden haben.“ Das konnte ich ihm bestätigen. „Wissen Sie auch, woher die Schmerzen gekommen sind?“ Ich sagte: „Nein, das weiß ich nicht.“ Ich habe mich bisher nie um das Zwerchfell gekümmert und wusste nur, dass es eine Schutzdecke ist, zwischen den edlen und unedlen Organen. Auf verschiedenen Stationen musste ich mich noch untersuchen lassen, bis ich dann wieder ins Wartezimmer kam, um meinen Mantel und Hut zu holen.

Als ich dort eintrat saß dort eine junge Frau mit ihrer Mutter, die auch zur Röntgenuntersuchung kommen musste. Ich merkte gleich, dass sie beide mich etwas fragen wollten. Die Tochter wandte sich an mich und sagte: „Wir fragen nicht „umsonst“ (sondern weil es sie interessierte), aber sind Sie der Mann, bei dem der Arzt so laut gerufen hatte, was der für ein großes Loch im Zwerchfell hat? Unser Vater hatte nämlich auch ein Loch im Zwerchfell und ließ sich mit 61 Jahren operieren. Leider starb er dann doch.“

Mir war daraufhin dann sofort klar, dass ich mich nun auch nicht operieren lassen würde. Als ich müde vom Krankenhaus heimkam, war meine Frau in der Küche, um das Mittagessen zu bereiten. Sie fragte natürlich gleich nach dem Ergebnis der Untersuchung und ich sagte ihr die ganze Wahrheit. Hunger hatte ich keinen, nur das Bedürfnis ins Bett zu gehen, was ich auch zu meiner Frau sagte. Beim Zubettgehen dankte ich dem Herrn und sagte: „Herr Jesus, dass ich mich auch mit diesem Leiden in deiner Hand wissen darf, dafür danke ich dir von ganzem Herzen.“ Kurz darauf kam meine Frau zur Tür herein und sah anscheinend einen freudigen Gesichtsausdruck bei mir und sagte deshalb: „Dich freut es auch noch, wie ich sehe, mit einer solchen Botschaft heimzukommen.“ Ich fragte sie darauf: „Soll ich die Freude verdrängen, dass der Herr Jesus das Loch zustopfen wird? Ich traue es ihm zu.“ Aber ich lasse mich doch nicht operieren.

Der Hausarzt musste mich auf Drängen des Krankenhauses dreimal fragen, ob ich zur Operation komme. Ich lehnte es jedes mal ab und erst beim dritten Mal sagte er zu mir, dass im Bericht gestanden habe: „Operation mit Risiko verbunden.“ Sieh mal an, also doch ein Risiko! Nach einigen Wochen spürte ich bereits, dass die großen Schmerzen nicht mehr vorhanden waren und brauchte auch bei Nacht nicht mehr aufzustehen. Ich sagte bald zu meiner Frau: „Marie, des Loch isch zuagstopft.“ Diesmal wurde es ihr leichter gemacht zu glauben, denn es war wirklich auch zu sehen.

Nächstes Examen - ein ausichtsloser Fall

Nach 2 Jahren galt es das nächste Examen abzulegen. Herzinfarkt. Ein Jahr hatte ich mich mit Schmerzen herumgeschlagen und wusste nicht, was es war, bis ich schließlich nicht mehr so weitermachen konnte. Der Schmerz auf der linken Achsel und im linken Arm wurde so groß und dann kam kalter Schweiß dazu, dass sie mich vom Feld mit dem Auto heimfahren mussten. Am andern Morgen war es mir bedeutend leichter und ich ging noch eine ganze Woche ins Geschäft bis man mich von dort am Freitag vor Pfingsten auch heimbringen musste. Ich legte mich gleich ins Bett, aber die Schmerzen ließen nicht nach, sondern wurden immer größer und mein Arm immer kälter, so kalt wie bei einem Toten. Über Nacht ließ der Schmerz dann doch etwas nach, aber ich getraute mir nicht aufzustehen um etwas zu arbeiten. Meine Frau sagte zu mir: „Bleib heut im Bett, dann kannst du vielleicht am Pfingstmontag mit zur Taufe zu unserem Enkelkind nach Sindelfingen.“ An dem Samstag konnten die Kinder bei der Feldarbeit mithelfen, und so konnte ich ruhig im Bett bleiben.

Ich bin dann aufgestanden und habe ihnen Getränke vom Keller heraufgeholt, denn es war ein heißer Nachmittag und daher der Durst groß. Ich selbst hatte keinen Hunger und Durst und legte mich wieder ins Bett. Als ich mich hingelegt hatte, war mir aber klar geworden: „Dein Weg geht ins Krankenhaus.“ Das sagte ich auch gleich meiner Frau. „Dann kannst du aber nicht mit nach Sindelfingen und wir müssen nun den Arzt holen“, gab sie zur Antwort. Der Schwiegersohn war noch unten im Hof und konnte so den Arzt bestellen. Als dieser kam, untersuchte er mich und sagte mit aufgehobenem Zeigefinger: „Warum so spät? In 10 Minuten alles fertig machen fürs Krankenhaus. Ich werde sofort den Sanitätswagen verständigen.“ Jetzt gab es eine Aufregung im Hause zumal gerade unsere Straße aufgegraben und der Sanitätskraftwagen nicht ans Haus heranfahren konnte. Vom Fenster aus sah ich, dass zwei Sanitäter mit einer Tragbahre auf das Haus zukamen und ging deshalb gleich die Treppe hinunter und zur Türe hinaus. Da kamen sie soeben in unsern Hof herein und riefen: „Sind Sie der Mann der ins Krankenhaus kommt? Wir haben den strengen Befehl bekommen, dass der Patient ja keine Treppe heruntergehen dürfe.“

Ich musste mich noch im Hof auf die Bahre legen und wurde bis zu der Stelle wo der Wagen stand, getragen. Es gab dann natürlich ein Gerede in der Nachbarschaft, weil niemand von meiner Krankheit wusste. Mein Schwiegersohn fuhr dann mit nach Böblingen. Unterwegs bekam ich einen Schweißausbruch, so dass meine Bekleidung und auch die Tragbahre auf der ich lag ganz durchnässten. Als im Krankenhaus eine EKG-Untersuchung vorgenommen wurde, hatte der Arzt, welcher den Apparat bediente, nochmals von vorn begonnen und sagte zur Schwester die ihm behilflich war: „Ich weiß nicht was heute

los ist, ob der Apparat heute nicht stimmt, denn das kann doch nicht möglich sein, was der anzeigt.“ Er überprüfte zuerst nochmals die Maschine mit dem Ergebnis, dass die in Ordnung war. Ich wurde wieder angeschlossen und ich kann heute noch das fragende Gesicht des Arztes sehen, einmal auf den Apparat blickend und dann wieder auf mich.

Mein Schwiegersohn fragte ihn, wie es bei mir stehe. Er gab zur Antwort: „Wir tun, was in unserem Vermögen liegt, aber menschlich gesprochen ist es ein aussichtsloser Fall.“ Ich muss mit Hochachtung und Dank an diesen Arzt denken, er hat an mir wirklich getan was in seiner Kraft stand. Er ließ in der ersten Zeit nicht zu, dass Besuch ins Zimmer kam. Ja sogar meine Frau schickte er heim und sagte: „Ihr Mann braucht Ruhe und Stille.“ Ich kam in ein Zimmer, in dem schon 2 Leute lagen. Ein „Freidenker“ und der andere ein gebundener Trinker. Da gab es für mich wieder Arbeit von der ersten Stunde an. Vom Arzt aus sollte ich zwar nicht reden.

Genosse Trinker

Die Schwester kam ins Zimmer und hatte eine Aussprache mit dem Trinker. Sie tadelte ihn, wie andere Schwestern beobachtet hätten, wie er schon einige Male in der Stadt Wirtschaften aufgesucht hätte um dort zu trinken. „Wo schlüpfen sie nur immer hinaus, möchte ich wissen. Da sind unsere Medikamente wie zum Fenster hinausgeworfen, wenn sie nebenher Alkohol trinken. Sie mit ihrer kranken Leber.“ Er schrie dann in seiner Aufregung: „Wenn ich kein Bier und Wein mehr saufen darf, dann erhänge ich mich heute noch.“ Ich sagte darauf hin: „Kamerad, so etwas sagt man doch nicht.“ Dann fuhr er mich an: „Du meinst ich sei gottlos, aber mein Vater hat mir in schon in frühen Jahren eingeschärft, dass ich keinen Apfel und keine Birne auf fremden Grundstücken auflesen darf.“ Ich entgegnete ihm: „Das ist kein Grund zum Seligwerden.“ Am liebsten hätte ich ihm gesagt, wie oft werden deine Hosentaschen voll gewesen sein, mit solch verbotenen Äpfeln, aber ich wollte ihn nicht noch mehr aufregen, so dass seine kranke Leber noch mehr in Wallung käme.

Der andere Genosse war so eingestellt, dass er keine christliche Schrift annahm. Er war auch ablehnend jedem Gespräch gegenüber, das vom inneren Leben handelte. Im Stillen sagte ich zum Herrn: „Herr Jesus, du hast mich, wie ich sehe, in das richtige Zimmer geführt, gib mir die Gnade, dass ich durch mein Verhalten auch ohne Worte ein Zeugnis deiner ganzen Erlösung sein kann.“

Bald merkte ich, dass die Beiden nicht mehr so ablehnend waren. Ich gestand dem Freidenker, dass ich früher als Kommunist auch so eine Haltung eingenommen hatte wie er jetzt. Er horchte dann auf, als ich ihm erzählte, dass ich mit 28 Jahren eine Umkehr erlebt habe und seither ein glücklicher Mensch geworden bin. Kurze Zeit später las er in christlichen Schriften und Büchern und legte seinen ganzen Plunder von Romanen auf die Seite. Die Schwester musste ihm sogar meine Bibel an sein Bett bringen. Wie freute sich seine Frau als sie merkte, dass bei ihrem Fritz so eine Umwandlung vor sich ging. Er sagte eines Tages zu ihr, dass er auch so ein Leben möchte wie ich. Sie dankte mir, dass ich mich so um ihren Fritz angenommen habe, sie hoffe jetzt, dass er wieder auf die Beine kommen würde und sie würden mich dann in Schönaich besuchen. Es war ein schönes Verhältnis geworden im Zimmer. Sie wünschten selbst, dass ich mit ihnen beten möge. Eine Schwester sagte nachher zu mir und sagte: „Es sei jedem vom Personal Angst gewesen in dieses Zimmer zu gehen, weil man es keinem recht machen konnte.“ Jeder hatte immer nur zu schimpfen. Bei Fritz gab es nach etwa 10 Tagen eine Wandlung. Er hatte ab 2 Uhr nachts einen schweren Kampf zu bestehen. Ich merkte und spürte, dass es ein Todeskampf war. Der Feind wollte sein Recht an ihm noch nicht aufgeben. Ich rief ihm zu, ob ich für ihn beten solle, was er freudig bejahte. Daraufhin wurde er eine Zeitlang ruhig. Aber nach etwa 1 Stunde kam der Angriff des Feindes wieder. Man spürte im ganzen Zimmer die finstere Macht. Er wurde aber wieder ruhiger bis gegen 5 Uhr morgens. Dann merkten wir, dass es mit ihm zu Ende geht. Um 7 Uhr kam seine Frau ins Zimmer, denn sie wurde noch benachrichtigt. Ein herzzerbrechendes Weinen kam über sie, da sie beim Sterben ihres Mannes nicht mehr dabei sein konnte.

Nun waren wir einige Tage nur zu zweit im Zimmer. Der andere Patient, der so an den Alkohol gebunden war, kam eines Tages an mein Bett und es gab eine lange Aussprache über sein seitheriges Sündenleben. Es kamen ihm die Tränen beim Berichten, denn er wusste genau, dass es den baldigen Tod zur Folge habe, wenn er so weiter macht wie bisher. Er bekannte mir auch, dass er schon einen Platz im Wald ausgesucht hatte, um sich das Leben zunehmen. In einem Dickicht, da ihn nicht gleich jemand finden sollte. Er hatte wirklich aufrichtig den Willen, ein anderes Leben zu beginnen. Der Stationsarzt hatte ihn einige Tage zuvor beim Oberarzt verklagt, dass in seinem Schrank immer Bier- und Weinflaschen zu finden seien. Der Oberarzt entgegnete daraufhin: „Lassen sie Herrn N ruhig trinken, er hat Zuhause täglich seine 4 Ltr. Most getrunken, aber eines Tages hört selbst der einmal auf zu trinken.“ Vielleicht hat ihm das zu Denken gegeben. Jedenfalls versprach er mir, „wenn er heimkomme, ein neues Leben zu beginnen.“ Einige Wochen nach seiner Entlassung kam ein Mann von demselben Ort in mein Zimmer. Ich fragte ihn natürlich nach Herrn N, wie es mit ihm stehe. Ja, kurz nachdem er Zuhause gewesen sei, sagten die Leute im Dorf, er sei jetzt ein ganz anderer geworden, er geht in keine Wirtschaft mehr. Er selbst aber hätte zwei Tage vor seiner Einlieferung ins Krankenhaus gesehen, wie er wieder in einer Wirtschaft verschwunden sei. Es tat mir Wehe als ich hörte, dass er sein Versprechen nicht eingehalten hat.

Bei mir selbst trat auch eine leichte Besserung ein. Eine Schwester die ich vorher schon gekannt hatte, befragte den Arzt über meinen Krankheitszustand. Er sagte ihr: „Ich habe jetzt Mut bekommen zu hoffen, dass er den Infarkt übersteht, nachdem er ein so frohes Gemüt habe, denn das ist die beste Medizin bei dieser Krankheit.“ Acht Wochen lang durfte ich keinen Fuß über die Bettkante tun und musste mich behandeln lassen wie ein Baby. In dieser Zeit hatte ich verschiedene Kameraden im Zimmer, aber wenige wollten etwas von einem neuen Leben in Christus wissen. Wie freute ich mich, wenn ich bei einem oder anderen merkte, es ist doch eine Sehnsucht vorhanden nach einem neuen Leben.

Einer war besonders ablehnend. Er war auch ein Gebundener des Alkohols. In seinem Verhalten bereitete er auch den Schwestern viel Not. Seinen Quark, den er morgens bekam, lieferte er stets an einer bestimmten Stelle im WC ab, was die Schwestern hie und da beobachteten und ihn deshalb zur Rede stellte. Beim Abschied sagte er zu der Schwester: „Also nichts für ungut, meine Mutter war auch schon eine Hexe.“ Die Schwester war natürlich sehr beleidigt. Ich sagte beim Abschied zu ihm, er soll in seinem Leben eine ganze Kehrtwendung machen, sonst sehe ich für seine Zukunft schwarz. Er erwiderte dann: „Er sei keine Lok, die man auf der Drehscheibe drehen könne.“ Die Schwestern waren froh, dass sie wieder ein Ungetüm loshatten. Für mich kam jetzt die Zeit, dass ich meine Füße wieder über die Bettkante strecken konnte und durfte so langsam aufstehen. Das war, nach vielen Wochen strengen Liegens, eine große Wohltat für mich.

Nach insgesamt 14 Wochen wurde auch ich entlassen, bekam aber vom Arzt die Anweisung, vor- und nachmittags jeweils zwei Stunden ins Bett zu gehen. Die Ärzte waren sich einig darin, dass keiner von ihnen glaubte, dass ich je noch einmal die Füße lebend übers Bett herunterbringen würde.

So sind seither über 12 Jahre vergangen. Man hat mir gesagt, dass ich mit diesem Herzen keine Arbeit mehr verrichten könne. Ich fand in den nächsten Jahren dann immer wieder Todesanzeigen in der Zeitung von den Kameraden, die mit mir im Zimmer lagen. Am meisten hat mich aber die Anzeige getroffen von dem „...der sich nicht drehen lassen wollte wie eine Lok“. Keiner war so ablehnend gewesen wie dieser.

Schon wieder im Krankenhaus

Nach 8 Jahren kam ich wieder ins Krankenhaus, diesmal wegen einer Gallensache. Der Chefarzt wollte nicht an eine Operation heran, denn er traute meinem Herzen nicht, wegen der tiefen „Rune“ (Gravur) die vom Infarkt her da war. Ich wurde nochmals geröntgt und der Befund war folgendermaßen: „Ein großer Gallenstein hat den Gallenausgang blockiert und es geht nicht ohne Operation ab.“ Zwei Tage später sagte der Stationsarzt: „Morgen will der Chefarzt von Ihnen wissen, ob Sie wieder nach Hause wollen oder ob Sie auf eine Operation absolut drängen.“ Es war für mich nicht leicht zu entscheiden. Bei Nacht kam mir der Gedanke, den Herrn um seinen Willen zu fragen und ihn zu bitten, der Herr möge dem Professor sei-

nen Willen kundtun. Nun war ich innerlich ganz ruhig, weil ich wusste, er wird es tun. Am nächsten Tag kam der Chef mit einigen Ärzten und stellte an mich die Frage, wie sie mir der Stationsarzt bereits vorgelegt hatte. Ich konnte in aller Ruhe und Gewissheit zu ihm sagen: „Ich lege die Entscheidung in die Hände des Professors, so wie er bestimmt, so sage ich Ja zur Operation oder zum Heimgehen.“ Ich merkte, wie der Arzt darüber etwas erschrocken war und hatte den Eindruck, dass es ihm lieber gewesen wäre, wenn ich mich fürs Heimgehen entschieden hätte.

Nach einem kurzen Besinnen sagte dieser: „Wir bereiten die Operation vor, ich selbst führe sie aus.“ Ich war dankbar für diese Entscheidung und hatte auch gar keine Furcht vor der Operation. Diese verlief sehr gut und auch die Heilung ging rasch vonstatten. Am zweiten Tag danach kamen am Abend der Chefarzt und ein anderer Arzt in mein Zimmer auf der Wachstation. Ich lag mit dem Gesicht zur Wand und die beiden standen unter der Türe. Der Professor sagte zu seinem Kollegen: „Das ist der Mann, der die Operation so gut überstanden hat. Er war auch ohne jegliche Furcht. Er ist einer von den Frommen.“ „Ja bei den Frommen ist es halt so, die sagen sich, im Himmel ist es schöner und dann wollen sie lieber in den Himmel“, entgegnete der andere Arzt.

Das ließ der Chef nicht aufkommen und sagte: „Das geht mich gar nichts an, aber diejenigen, die so zur Operation kommen, sind mir doch lieber.“ Daraufhin gingen sie weg. Nun kamen wieder zwei Jahre der Ruhe und dann zeigte sich die nächste Krankheitsnot. Ich hatte jetzt rechts ein Loch im Zwerchfell, so dass der Magen auf den Gallengang und die Leber drückte, was mir auch viele Schmerzen verursachte. Nach der Röntgenuntersuchung kam der Bericht an den Hausarzt, dass ich nicht mehr zur Operation dürfe, wegen meinem schwachen Herzen und dem hohen Alter und damit eben das Leiden bis zu meinem Lebensende behalten müsste. Es war mir nicht recht wohl mit diesem Bericht und sagte zum Herrn Jesus: „Du siehst Herr, dass mich die Ärzte nicht mehr operieren können und wollen, aber wenn es Dein Wille ist, dass ich noch eine Zeitlang auf dieser Erde bleiben soll, dann musst du mich heilen, ich bitte dich herzlich darum.“ Er tat es auch und nach vier Wochen war ich so weit wieder hergestellt, dass ich keine Schmerzen mehr hatte. Der Appetit war auch wieder da und ich konnte auch wieder arbeiten. Der Herr ließ dann nach stark zwei Jahren noch eine Prüfung über mich kommen.

Das Dritte Loch im Zwerchfell.

Dieses war in der Mitte desselben und so groß, dass der Magen bequem hindurchkam. Ich war deswegen wieder mal im Krankenhaus, aber von einer Operation wollte kein Arzt mehr etwas wissen. Zwei Oberärzten der Station stellte ich die Frage nach einem operativen Eingriff. Einer von ihnen entgegnete: „Eine Operation bei Ihnen - das ist kein Pappenstiel.“ Und der andere: „Operation bei Ihnen - das wäre eine zu riskante Sache.“ Was jetzt? Mir wurde innerlich klar, dass es diesmal aber nicht ohne chirurgischen Eingriff abging. Ich sagte zum Herrn: „Wenn ein Arzt mir Mut macht zum operieren, dann sehe ich das als Deinen Weg und Willen an.“

Nach zwei Tagen kam der Stationsarzt und sagte: „Nach der gestrigen Röntgenaufnahme haben wir festgestellt, dass der Magen inzwischen hinter dem Herzen sitzt. So können wir sie nicht heimschicken. Wir Ärzte von der Station haben uns entschlossen, das kleinere Übel zu wählen und eine Operation vorzunehmen.“ Er fragte mich, ob ich damit einverstanden sei. Ich sagte bereitwillig ja zu diesem Vorschlag, wusste ich doch jetzt gewiss, dass es der Wille des Herrn ist und er mein Gebet erhört hat.

Nun kamen die Pfingstferien dazwischen und die Operation wurde um etwa 10 Tage hinausgeschoben. Es wurde mir gesagt, es fehle an Chirurgen die diese Operation vornehmen können. Zwar meldete sich ein junger Arzt, aber der Chefarzt wollte es dann doch am liebsten wieder selber machen. Es ist ihm auch gut gelungen und das nun schon zum zweiten Mal in sehr fraglichen Situationen. Ich dankte ihm herzlich dafür. Nach der Operation ging es bei mir verhältnismäßig schnell aufwärts und ich spürte, dass der Schaden behoben war. Ich hatte wieder Ruhe in meinem Inneren, da der Störenfried auf seinen Platz verwiesen wurde, an den er gehört.

80 Jahre (1976)

Ich stehe jetzt im 80ten Lebensjahr und im 52ten meiner Umkehr zu Jesus und kann nur bezeugen wie herrlich es ist, ihm ganz zu gehören. In all den Jahren hätte ich nie mit einem Millionär getauscht, wenn ich wieder in mein altes Leben hätte zurück müssen. Aber an dieser Stelle möchte ich einflechten, nur wer sich dem Herrn ganz übergibt, wird erfahren, dass er sich auch ganz offenbart nach seiner Verheißung. Oh, die sich dem Herrn nur halb ergeben, die führen ein wahres Jammerleben. Die Parteien in der Welt proklamieren immer Frieden und Sicherheit, werden es aber nie schaffen. Dies verleiht nur der Herr, der selbst der Friedensfürst ist, und zwar seinen Kindern die in festem Vertrauen an ihm hangen und von ihm versorgt werden wollen. Da verschwindet auch die Todesfurcht, das habe ich in meinem Leben schon einige Male erfahren. Da gibt es die wahre Ruhe und Sicherheit, aber keine Sicherheit von sich aus, sondern auf das Geschehen von Golgatha, als der Herr Jesus ausrief: „Es ist vollbracht.“ Dieser Todesruf darf nun unser Siegesschrei sein. Deshalb wird es bei allen wahren Gotteskindern so bleiben, dass sie bis an ihr Ende sagen müssen: „Ich bin die Liebe und der Barmherzigkeit gar nicht wert, die Du Herr an mir erwiesen hast.“

Was habe ich doch zu danken, dass mir der Herr im 80ten Lebensjahr noch die Gnade schenkt, meinen Lebenslauf zu schreiben. Dass ich mit klarem Gedächtnis ausgestattet bin, das bis zum vierten Lebensjahr zurückreicht. Es ist mir, als ob alles erst gestern geschehen ist, wenn auch der himmlische Weingärtner schon einige Mal an meinem Kopf hat schneiden müssen, damit ich mehr Frucht bringen konnte. Auch hat er mir das fröhliche Gemüt erhalten, wie es der Arzt einmal ausdrückte. Ja, der Herr möchte, dass wir frohe Leute sind und keine „Sauerzapfen“.

Auftrag von Wilhelm Wagner

Der im vorigen Jahr heimgegangene Gemeinschaftsleiter Wilhelm Wagner, sagte zu mir, ich glaube es war bei meinem zweitletzten Besuch bei ihm: „Gottlob, ich gebe dir den Auftrag, den Geschwistern von der Gemeinschaft zu sagen, dass sie nicht auf halbem Weg stehen bleiben sollen. Der Herr hat mir in meinen Krankheitstagen gezeigt, wie bei ganzer Hingabe so manches in meinem Leben hätte anders verlaufen können.“

Ich wollte den Auftrag nicht annehmen und riet ihm: „Wilhelm, gib den Auftrag einem jüngeren Bruder der noch am Wort dient.“ Aber Wilhelm lehnte mit befehlenden Worten ab: „Dir gebe ich den Auftrag und du führst ihn auch aus.“ Ich weiß, dass diese Botschaft nicht alle gerne hören. Viele wollen eine Jesusnachfolge nach dem Motto: „Lustig gelebt und selig gestorben, das ist dem Teufel die Rechnung verdorben.“ Aber dieser Satz stimmt nicht.

Es sind doch so manche, die beides miteinander vereinigen wollen. Nachfolge und auf der andern Seite Futtersuche am Trebertrog der Welt. Den alten Menschen befriedigen, sei es in Ehre, Wollust oder Geld. Aber diese halbierten Christen sind zu bedauern, denn sie sind unglücklicher als die Kinder dieser Welt. Als ich den Auftrag von unserem alten Gemeinschaftsleiter erhalten hatte, fragte ich den Herrn: „Woher kommt denn dieses „...auf dem halben Weg stehen bleiben?“

Das Wort aus Johannes 7 Vers 37 ließ mich nicht mehr los: „Wer an mich glaubt, so wie die Schrift sagt, aus dessen Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Es wurde mir klar, dass nur der Glaube an Jesus, wie die Schrift von ihm zeugt, zu dieser herrlichen Verheißung führt. Jesus sagt selbst: „Wen der Sohn frei macht, d. h. wer diesen seinen Worten glaubt, dass der ganz frei werden kann.“ Jesus sagt auch: „Ich bin die Wahrheit...“, und das darf man wirklich erleben in allen Zweifelsfragen des Lebens. Er ist kein toter Herr, sondern ein lebendig naher Heiland. Jesus sagt auch von sich: „Ich bin das Licht der Welt.“ Hat dich dieses Himmelslicht schon erleuchten können, oder ist dein Vernunft-Licht noch maßgebend?

Da muss ich mit dem Lied-Dichter *(Tobias Clausnitzer, 1663)* sprechen:

Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet

„Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet,
Wo nicht deines Geistes Hand uns mit hellem Licht erfüllet.
Gutes denken, Gutes dichten musst du selbst in uns verrichten.

Auf halbem Weg stehen bleiben, kann soviel bedeuten wie: „Mit der Vergebung der Sünden zufrieden zu sein und nicht Hineinwachsen in ein Heiligungsleben.“ In zwei Schriften von geschätzten Vätern in Christo, die wirklich geisterfüllte Männer waren, habe ich gelesen und zwar von beiden dasselbe: „*Sobald in einem Gemeinschaftsverband nur die Vergebung der Sünden verkündigt wird und nicht das ganze Evangelium, nämlich die Erlösung vom „alten Menschen“, dann ist ein solchen Verband zum Aussterben verurteilt.“*

Die Pregizerianer

Ich habe das in unserem Ort persönlich erlebt. Meine Mutter ging von jung auf in die Pregizer-Gemeinschaft und konnte öfters sagen, wie es dort doch immer so lebendig sei. Genauso wie bei uns Süddeutschen am Anfang. Aber auf einmal kam es zur Spaltung im Pregizer-Gemeinschaftsverband, was sich auch in Schönaich bemerkbar machte. Die einen behaupteten, wir seien immer noch im Fleisch und sündigen alle Tage genug. Ist das aber die Erlösung, die unseren Herrn und Heiland so viele Qualen und Schmerzen gekostet hat? Ich glaube es nicht, vielmehr dass er eine ganze Erlösung vollbracht hat. Pastor Fabiunke ist auch einer von denen der die Krisis der Gemeinschaftsbewegung schilderte. Er schreibt: „Es habe damit angefangen, dass Glieder der Gemeinschaft Ausschau hielten nach Ehrenämtern, sei es innerhalb der Kirche oder auch in Vereinen und Politik.“ Die Geschichte von Lot in Sodom und Gomorra kann auch uns eine Warnung sein? Als Stadtrat von Sodom hatte er doch Einfluss auf die Bevölkerung und dann fanden seine beiden Schwiegersöhne es lächerlich, als er vom bevorstehenden Gericht sprach. Man nahm ihn nicht mehr ernst. Genauso ging es auch in der Pregizer-Gemeinschaft. Dort suchten viele Leute ein Amt zu bekommen und von da ab ging es rapide abwärts. Meine Mutter hörte ich oft sagen, dass die Kraft in der Verkündigung beim damaligen Schönaicher Leiter nicht mehr so da war wie vorher, bevor er seine vielen politischen Ämter hatte. Ich möchte in dieser Sache aber gewiss keine Gesetze aufstellen und jegliches Amt oder Ehrenamt ablehnen.

Der Pregizer-Gemeinschaft wurde auch noch zum Verhängnis, dass man die Kindertaufe zum Garant unseres Heils gemacht hatte, was sich aber niemals mit dem Wort Gottes deckte. Ich möchte nun ein Erlebnis schildern, das ich als 10- oder 12-Jähriger erlebt hatte: In unsere Nachbarschaft wurde ein Kind geboren dem die Angehörigen und auch die Hebamme sofort ansahen, dass es keine Überlebenschance hatte. Die Eltern schickten zum Pfarrer um eine Nottaufe vornehmen zu lassen. Aber der Pfarrer war verhindert und kam lange nicht. So starb das Kind ohne getauft worden zu sein. Am anderen Tag kamen 2 Frauen zu meiner Mutter. Beide, wie meine Mutter, Pregizerianer. Sie wollten eigentlich nur wissen ob das Kind nun getauft wurde oder nicht. Als sie erfuhren, dass es nicht mehr getauft wurde gestikulierten sie zu ihrer Rede mit ihren Armen und Händen, dass man meinen konnte das größte Unglück wäre geschehen. Eine davon meinte: „Die Hebamme hätte wenigsten einige Tropfen Wasser auf die Stirn des Kindes geben können, denn das wäre zur Not erlaubt gewesen.“ Ich dachte damals: „Oh ihr dummen Weiber, meint ihr Gott sei so ungerecht, dass er das unschuldige Kind jetzt in die Hölle schickt, weil es die paar Tropfen Wasser von einem Menschen nicht erhalten hat?“ Denken durfte ich es, aber als Kind damals ja nicht sagen, denn sonst hätte ich mit den „fuchtelnden“ Händen Bekanntschaft gemacht.

Ich möchte an dieser Stelle keine Meinung zu dem Für und Wider der Kindstaufe abgeben. Nur soviel: „Meine Kinder und Enkelkinder sind alle getauft.“ Doch für eine Erneuerung allein durch die Taufe kann ich mich nicht begeistern. Geistliche Wiedergeburt kann nur der Heilige Geist bewirken! Dies geschieht durch völlige Hingabe, also durch Umkehr oder Bekehrung, wie das Pfarrer Hofacker und Pfr. Brastberger stark betonen.

Ich selbst kam mit manchen Bibelstellen aber auch nicht klar. Z.B. in Matth. 25,30 und Lukas 17,10. ist vom unnützen Knecht die Rede. Ein aus Schönaich stammender Pfarrer sagte es so: Luther hätte die Stelle in Lukas 17,10 nicht genau genug übersetzt und dass nur in Matth. 25,30 das Wort „unnütz“ am richtigen Platz sei. Dagegen müsse es in Lukas richtig heißen: „Wenn ihr alles getan habt..., so sprecht: „Wir sind entbehrliche Knechte...“ Das ist schon ein kleiner Unterschied. Unter entbehrlich darf man verstehen, dass der einzelne Knecht nicht meinen soll, ohne ihn gehe es nicht. Dies hat mir eine andere Geschichte deutlich gezeigt: In einem Krankenhaus in Hamburg lag ein Vikar todkrank und von den Ärzten schon aufgegeben. Aber auf wunderbare Weise dürfte er wieder genesen. Seine Amtskollegen gratuliertem ihm zu diesem Ereignis und kommentierten es mit der Bemerkung: „Der Herr werde ihn halt noch brauchen.“ Nach einigen Tagen besuchte ihn ein altgedienter Pfarrer, und der Vikar gab die Bemerkungen seiner Amtskollegen, von denen er nun auch überzeugt war, weiter: „Der Herr hat mich gesunden lassen, weil er noch meiner bedarf.“ Der alte Pfarrer bemerkte den Anflug von Hochmut und entgegnete ihm deshalb darauf: „In der Bibel stehe nur einmal der Satz ...der Herr bedarf seiner. Doch an der Stelle hätte es sich um einen Esel gehandelt.“

ENDE

***PREGIZER, Christian Gottlob**, luth.-pietistischer Pfarrer, »Haupt« der »Pregizer-Gemeinschaft«, * 18.3. 1751 in Stuttgart als Sohn des »Regierungs-Raths-Secretarius« Johann Philipp Pregizer (1713-1763), † 30.10. 1824 in Haiterbach im Schwarzwald. Von 1768 bis 1773 studierte er in Tübingen Theologie, wobei er sich hauptsächlich am Bengelschüler Jeremias Friedrich Reuss orientierte, der eine supranaturalistisch-biblizistische Richtung vertrat. Im dortigen Evang. Stift, wo er wohnte, besuchte er die pietistische »Stunde« (»Pia«) und erlebte unter deren Einfluss (wahrscheinlich) eine tiefgreifende Erweckung. Wegweisend wurde für ihn auch die Bekanntschaft mit Oetinger (1773), dem damaligen Murrhardter Prälaten, der ihn maßgeblich beeinflusste.*

1795 trat Pregizer seine letzte und wichtigste Stelle an: Er wurde Stadtpfarrer in Haiterbach bei Nagold. Dort erwarb er sich den Ruf eines originellen, feurigen Predigers, der sich besonders den bereits bestehenden Privatversammlungen („Stunden“) zuwandte. Während der Amtszeit Pregizers stieg die Zahl der Privatversammlungen sprunghaft an und aus vielen Orten kamen Menschen um ihn predigen zu hören. Wegen einseitiger Auslegung von Luthers Rechtfertigungslehre musste sich Christian Gottlob Pregizer 1807 vor dem Stuttgarter Konsistorium verantworten. Er erhielt einige Auflagen wie Reisebeschränkungen und Kontrolle der Predigten, aber es unterblieben weiter gehende Disziplinarmaßnahmen gegen ihn. Es entwickelte sich eine in mehreren Gebieten Württembergs verbreitete Gemeinschaft, die als „Pregizer“ bezeichnet werden. Unklar ist, welchen Anteil der Namensgeber Christian Gottlob Pregizer an der Entstehung dieser Gruppierung hatte; eine direkte Initiative zur Begründung einer nach ihm benannten Bewegung lässt sich nicht nachweisen. Diese Gemeinschaft besteht aus rund 70 Gruppen mit ca. 1000 Personen, überwiegend im Schwarzwald, im Remstal, bei Tübingen und Vaihingen an der Enz. Sie ist organisatorisch unabhängig und ist nicht dem ev. Gnadauer Gemeinschaftsverband angeschlossen. Die Lehre Pregizers ist gekennzeichnet durch eine starke Betonung der objektiven Wirkung von Taufe und Abendmahl, dem Freudenchristentum, den Glauben an das Tausendjährige Reich (Chiliasmus) und die Wiederbringung Aller. Im Volksmund »Galopp-« und »Juchhe-Christen« genannt, erklangen in ihren Versammlungen zumeist fröhliche, von Instrumenten begleitete Lieder, in denen sich die Freude über die Rechtfertigung in der Taufe ausdrückte.

Das originale Wesen und den Enthusiasmus mit der Zeit abstreifend und sich den »Altpietisten« (Anfänge ab ca. 1700; Altpietistische Gemeinschaftsverband ab 1889) nähernd, lenkten die Pregizerianer sukzessive in kirchliche Bahnen ein. Als nicht organisierte »Pregizer-Gemeinschaft« verstehen sie sich heute als »unabhängige brüderliche Gemeinschaft innerhalb der Landeskirche zum Zweck der geistlichen Erbauung«.

*1805 gab es in Schönaich zunächst 3, dann, nach Geschlechtern getrennt, 2 Privatversammlungen. 1822 unterschied man diese nach „normale Pietisten“ und den „Gläubigen bzw. Pregizerianer“ mit damals insgesamt 15 Mitgliedern. 1880 erreichte die Gemeinschaft unter **Johann Georg Wacker** (*1806- +1894) ihren Höchststand mit ca. 80 Personen. Dessen Sohn und Schultheiß (von 1878-1909) **Johannes Wacker** (*1846- +1910) übernahm die Gemeinschaft. Sie sank bis auf 30 Mitglieder bevor sie sich, nach dem Wegzug ihres Leiters nach Böblingen, um 1909 ganz auflöste.*

Gottlob Lauxmann war damals 13 Jahre alt.